

Zunächst einmal herzlichen Dank für die Einladung zu dieser Tagung. Es ist mir eine grosse Ehre vor so vielen kompetenten und erfolgreichen Trainerinnen und Trainern sprechen zu können. Erst recht, wenn diese Kompetenz es einschliesst, sich den kritischen Fragen zu stellen, die zu dieser Arbeit immer auch gehören.

Es ist unzweifelhaft wichtig, sich diesen Aspekten zu stellen und in diesem Sinn gleich als erstes ein grosses Kompliment an den Titel, den Sie diesem Anlass gegeben haben: *Fördern und Fordern*. Er gefällt mir sehr, weil er etwas Spielerisches hat, er geht vom Fördern über ins Fordern und natürlich auch wieder zurück. Das ist bemerkenswert, weil diese beiden Aspekte durchaus sehr gegensätzlich sein können. Was ja ein Anlass dieser Tagung ist. So spielt der Titel mit dieser Gegensätzlichkeit und bringt im selben Zug die Seiten zusammen, die so auseinanderfallen können, wie Sie es, wie wir es nicht nur erlebt haben, sondern erleben. Interessant und nicht zu unterschlagen sind dabei die beiden «i»-Tüpfelchen, die den Unterschied vom einem zum anderen ausmachen. Was hat es mit denen auf sich? Was macht den Unterschied aus zwischen Fördern und Fordern? Spannend, super gemacht, grosses Kompliment. Ich werde versuchen, diesen «i»-Tüpfelchen durchaus spielerisch – von der einen Seite auf die andere wechselnd – nachzugehen.

Und klar, wir haben es hier ja ganz sicher nicht nur mit dem Turnen, dem Turnverband, den Turnerinnen und Turnern und ihren Trainerinnen zu tun. Nichtsdestotrotz hat sich hier in Magglingen die Sache an dieser Sportart entzündet.

Das ist interessant, weil es zu diesem Sport und seiner Entstehung eine schöne und illustrative Geschichte gibt. In Deutschland wurde die Turnbewegung um 1810 vom Turnvater Jahn ins Leben gerufen – kam dann von dort aus auch in die Schweiz. Diese Bewegung diente nicht allein der Zurschaustellung männlicher Kraft und Leistungsfähigkeit, sondern war nicht zuletzt gedacht als Vorbereitung zum Kampf gegen die napoleonische Unterdrückung und gegen die Zersplitterung der deutschen Länder. Das ist insofern interessant, weil diese Turnbewegung so von Beginn an einerseits dem Kampf zur Befreiung – von den Franzosen – dienen sollte, andererseits auf Zucht und Disziplin und damit immer auch auf Unterordnung unter ein Training und unter Vorgesetzte beruhte. Turnen war dort schon eng verquickt mit dem Ineinander zweier sehr gegensätzlicher Aspekte – Befreiung und Unterdrückung.

Diese Haltung war nicht von ungefähr, Friedrich Ludwig Jahn hat diesen aufsässigen Geist auch sonst an den Tag gelegt. So hat er an verschiedenen Universitäten studiert ohne die Voraussetzung dafür, das Abitur, zu haben. Er wurde immer wieder ausgeschlossen, hat aber nicht lockergelassen. Das Turnen – und im weiteren Sinn der Sport – standen für ihn im Zeichen einer Befreiung von Unmündigkeit und eines damit verbundenen sozialen Aufstiegs.

Und dieser Aspekt ist dem Sport bis heute geblieben. Er ist ein wesentlicher Bereich des kulturellen Lebens, in dem solches Aufsteigen für Einzelne, für Gruppen und Nationen möglich ist, die in anderen Bereichen nicht vorne dran

sind. So kann Gewinnen nicht nur als Sieg in einem Wettkampf verstanden werden, es bringt vielmehr Erfolge mit sich, die weit darüber hinaus gehen.

Dem Sport ist also diese Lust am Gewinnen und damit am Übertreffen, am Überschreiten eingeschrieben. Ohne diese Lust – das muss bei allen Versuchen, zu kontrollieren und zu reglementieren, festgehalten werden – geht es kaum, sie gehört dazu. Und umgekehrt gehört zur Lust, das wissen wir alle, die Überschreitung. Man will immer noch mehr von ihr. So hat Nietzsche gesagt, das steht auf dem Felsen am Silser-See geschrieben: *Denn alle Lust will Ewigkeit*. Sie bescheidet sich nicht. So passt sie zum Sport, weil der ja ebenfalls immer noch mehr will. Dazu gehört, dass man sich immer wieder quält – nicht zuletzt im Training. Und daran Spass hat. Ein gewisser Masochismus gehört demnach nicht nur zum Training, sondern zum Sport. Er ist also nicht einfach Perversion, sondern Teil dessen, was uns Spass macht. Überschreitung ist also nicht nur Quälerei, sie ist gleichzeitig Lust.

Und diese hat demnach zwei Seiten – so wie es Ihr Titel: *Fördern und Fordern* bereits suggeriert. Diese Lust bezieht sich nämlich nicht allein auf den Spass am Training und die damit verbundene Hoffnung auf Erfolg, sie geht ebenso in die Lust ein, sich zu quälen, und kann dort ebenfalls strenger und strenger werden. Brett Sutton, den Sie wahrscheinlich alle kennen, der Trainer von beispielsweise Daniela Ryf und Nicola Spirig, wurde in einem Interview gefragt, wen er am liebsten trainiere. Und er antwortete, ohne zu zögern: Die Tiere. Denn diese machen – wenn sie das gelernt haben –, was man ihnen sagt, aber sie hören auch auf zu folgen, wenn sie nicht mehr können oder mögen. Sportler hingegen – egal ob Profis oder Amateure – lügen, sagt er weiter. Sie übergehen sich. Und es sei unfassbar: Obwohl sie täglich mit ihrem Körper zu tun haben, achten sie nicht auf ihn, hören sie nicht auf ihn.

Ich bin nicht sicher, ob man das Lüge nennen kann. Denn es ist Teil der Wahrheit, dass wir Lust an der Überschreitung haben, dass diese Lust sehr wesentlich nicht nur zum Sport, sondern zum Leben und zu seiner Entwicklung gehört. Denn es soll ja besser werden, muss es auch – was uns heute in verschiedenster Hinsicht sehr beschäftigt. Ich werde darauf zurückkommen.

Man kann also sehen, dass – wie Sie es in Ihrem Titel markiert haben –, dass Fördern und Fordern verschränkt sind, auch wenn sie sehr gegensätzliche Intentionen haben können. In diesem Titel ist aber implizit noch eine andere Paarung im Spiel, auch wenn sie nicht benannt ist, nämlich die von Trainierenden und Trainierten. Und diese Paarung hat es ebenfalls in sich, was sie natürlich spannend macht. Und wie sieht es bei diesem Paar aus mit dem Hin und Her?

Wenn man fördern will, dann liegt darin schon Zuneigung. Man möchte dem anderen geben und schenken, was man hat. Und davon nicht wenig, sondern immer mehr und mehr – so wie es bei der Lust der Fall ist. Das fängt schon sehr früh an. Bei den Eltern natürlich. Und zwar sehr früh. Schon bevor das Kind auf der Welt ist, schon bevor es gezeugt ist, sind die Vorstellungen da, was alles aus ihm werden könnte – und dies sowohl in den verheissungsvollen Aussichten wie auch in den Schreckensvisionen –, und wir wissen aus eigener Erfahrung, dass beide zusammengehören. Das ist selbst dann so, wenn man kein Kind möchte. Dieses Verhältnis zwischen Eltern und Kindern überträgt sich auf das von Lehrerinnen und Schülern, auf das von Trainern und Schülerinnen. Und es ist geprägt von dieser Zuneigung, die alles gibt, die alles will, was diese

Beziehungen immer auch zu Liebesbeziehungen macht. Das ist im Übrigen in meinem Metier nicht anders. So professionell diese Beziehungen sind – und das ist ein Ausdruck, den ich nicht mag, weil er genau diese Aspekte unterschlägt, die entscheidend, im sportlichen Sinn könnte man sagen: matchentscheidend sind – sind sie immer auch Liebesbeziehungen. Deshalb kommt es da immer wieder zu solchen Verwicklungen wie wir sie alle kennen – Ihre Profession ebenso wie meine. Der Unterschied besteht höchstens darin, dass wir als Psychoanalytiker solche Verwicklungen in der Regel nicht als ärgerliches und zu vermeidendes Nebenprodukt verstehen, sondern als die Manifestation dessen, worum es geht: um die Ansprüche und die Enttäuschungen solcher Liebesbeziehungen und die Formen, in die sie sich gegossen haben.

Da gibt man also alles und ist immer in Gefahr, alles zu verlieren. Die Liebe und ihre Lust nach dem mehr, hat die Enttäuschung und die Angst davor als Kehrseite. Das ist keine Einbahnstrasse, da geht es nicht nur nach vorne. David Lynch, der amerikanische Filmemacher mit Faible für die Entgleisungen, die uns ausmachen, hat einem seiner Filme den Titel gegeben: *Lost Highway*. Das sagt nicht alles, aber vieles.

Die Zuneigung des Förderns spiegelt sich natürlich – was nicht weiter erstaunlich ist – im Wunsch gefördert zu werden. Und der kreist ebenso um die Zuneigung, denn er ist gleichzeitig der Wunsch geliebt zu werden. Und wenn Sie bei dieser Sichtweise erschrecken, dann haben Sie recht damit. Denn das gehört dazu. Für die Liebe, das wissen wir alle, tut man sehr viel. Weil es dabei immer um viel geht und immer um noch ein bisschen mehr. Man kann davon – denken Sie an den Stein am Silser-See – nicht genug bekommen. Deshalb nimmt man immer noch mehr auf sich. Und dies nicht nur, weil immer noch mehr gefordert wäre – was auch sein kann –, vielmehr auch deswegen, weil man noch mehr möchte, weil es so schön, weil es so wunderschön ist, geliebt zu werden.

Und das kann extrem werden. Das zeigen all die Beispiele, die jetzt bekannt geworden sind. Sie sind nicht nur schlimm, sie sind furchtbar und zeigen die Kräfte, die Wucht, die Gewalt, die da am Werk sein kann und ist.

Und da gibt es weitere Überschreitungen. Denn diese Dynamik ist ebenfalls keine eindimensionale, sie bleibt nicht aufgeteilt zwischen dem Einen und dem Anderen dieses Paares. Sie überträgt sich und überschreitet auch deren Grenzen. Sie alle kennen das Stockholm-Syndrom, mit dem die auf den ersten Blick paradoxe, zunächst kaum nachvollziehbare und scheinbar absurde Situation beschrieben ist, in der das Opfer von Geiselnahmen mit dem Täter sympathisieren und mit ihm auch kooperieren kann. Das sieht auf den ersten Blick in der Tat so abwegig aus, dass die Wissenschaft wohl bis heute Zweifel an diesem Phänomen hegt. Dabei beschreibt es eine Konstellation, auf der nicht nur Erziehung, sondern unsere Sozialisation, die Übernahme von kulturellen Standards, Haltungen, Werten, Geboten und Verboten beruht. Freud hat das Identifikation mit dem Aggressor genannt und damit die Situation beschrieben, über die beispielsweise der kleine Junge von seiner Liebe zur Mutter – die er ja durchaus heiraten möchte und in der ihm der Vater ärgerlicher Rivale ist, den er loshaben will, wir kennen das – durch das Verbot des Vaters ablässt und dieses Verbot als inneres und eigenes übernimmt. So erst bleibt er nicht an der Mutter kleben und kann sich anderen Frauen zuwenden. Bei denen wird das Verbot jedoch nicht hinfällig – was sich in mancherlei Schwierigkeiten zeigen kann, die es da immer wieder gibt –, es kann aber auch zum Reiz und zur Steigerung der Lust beitragen.

Liebesbeziehungen – und wie gesagt, um solche handelt es sich auch im Verhältnis von Trainern und Trainierten – sind also nicht ohne Gewalt. Wen wundert's wirklich, das wissen wir eigentlich doch alle.

Und ich kann Ihnen ein schönes Beispiel dafür erzählen. Solche gäbe es natürlich auch aus meiner Praxis – wie aus Ihrer. Aber ich erzähle Ihnen von meinem Enkel, den ich natürlich wahnsinnig mag und liebe und ich bin ziemlich sicher, dass es umgekehrt auch so ist. Am Tag, als er vor inzwischen 12 Jahren geboren wurde, es war Sommer und in diesem Jahr auch Züri-Fest, an dem im See gleich am Bellevue ein 10-Meter-Sprungturm aufgestellt wird, bin ich auf den Turm gestiegen und habe einen Kopfsprung gemacht. Das war grossartig. Vor lauter Freude habe ich beim Sprung – wie ich das auch früher in meiner Kindheit und Jugend immer gemacht habe – meine Arme weit ausgebreitet, vor lauter Begeisterung aber vergessen, dass ich sie wieder rechtzeitig vor dem Eintauchen über dem Kopf schliessen muss. Das war ein bisschen blöd, weil der Schlag auf die Schulter dann doch sehr heftig war. Auch da war der Schmerz schon mit dabei.

Als der Kleine ca. 6 war, gab es eine Phase, in der er – wenn wir an Wochenenden oder auch in den Ferien zusammen waren – plötzlich begann, sehr heftig mit mir zu schimpfen, zum Beispiel weil ich erst so spät am Abend nach Hause kam, und dann sperrte er mich ein. Im Badezimmer oder auch bei mir in meinem Arbeitsraum, schimpfte weiter mit mir und löschte das Licht aus, so dass ich im Dunkeln eingesperrt war. Das hatte einerseits spielerische Züge und er freute sich immer darauf. Aber es war auf der anderen Seite auch seltsam, weil es eigentlich dem sonstigen Verhältnis nicht entsprach, das wir miteinander hatten. Bald wurde mir aber klar, dass er da etwas in Szene setzte, was er selbst zu Hause erfahren hatte – im Schimpfen konnte man durchaus die elterlichen Worte und sozusagen Stimmen hören. Und ganz offensichtlich setzte er es mit umgekehrten Vorzeichen um. Nun war ich es, der darunter zu leiden hatte, was ihm widerfahren war. Und ich bekam am eigenen Leib zu spüren, was es heisst, so Schimpfe zu bekommen und eingesperrt zu werden. Das war wirklich eindrücklich und ich habe viel von ihm gelernt. Unter anderem ganz plastisch, wie diese Geschichten ablaufen, die als Stockholm-Syndrom, als Identifikation mit dem Aggressor beschrieben werden. Und ich würde sagen, es war ein Geschenk, das er mir gemacht hat.

Man kann also sehr viel von ihnen lernen, von den Kindern, den Schülern und anderen. Nämlich etwas von dem, was man durchaus selbst kennengelernt, aber vergessen, wir sagen: verdrängt hat.

So weit so gut. Aber natürlich bleibt immer noch die Frage, die Sie und mich – Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen sind von ihr nicht weniger betroffen – beschäftigt, wie diese Überschreitungen und Übertragungen eingeschränkt werden können. Oder mit den Worten, wie ich sie zu Ihrem so schönen Thema formuliert habe: Was hat es mit den «i»-Tüpfelchen auf sich, die den Unterschied markieren zwischen Fördern und Fordern.

Dazu komme ich auf einen Sportler, bei dem dieser Punkt, wie ich meine, beispielhaft vorgeführt ist, der zudem ein Schweizer Sportler ist: Roger Federer. Und wenn ich ihn nenne, dann wissen wir alle, dass er ja nicht nur Schweizer allein, dass seine Mutter aus Südafrika ist, dass es bei seiner Herkunft nicht nur

eines, sondern auch ein anderes gibt. Und darum geht es mir: Für mich war bei ihm neben vielem anderen immer wieder eines sehr eindrücklich: Dass er nämlich – wie nicht wenig andere, die ganz oben in diesem Sport waren – sein bestes Tennis zeigte, wenn er in Bedrängnis, wenn er ins Hintertreffen kam. In ähnlicher Weise war das für mich in meinen jüngeren Jahren bei Boris Becker der Fall, der das dann später wohl leider nicht durchhalten konnte. Es geht dabei nämlich um die Fähigkeit, auch verlieren zu können. Hinten zu sein und nicht aufzugeben, heisst nämlich vor allem eines: Dass die Aussicht, dass es nicht klappt, nicht dazu führt, dass nichts mehr ist. Zulassen zu können, dass man verlieren könnte, bietet die Möglichkeit – auch wenn diese nicht garantiert ist –, es doch zu schaffen, nochmals über sich hinaus zu wachsen. Das hat Federer nicht nur in einzelnen Matches, sondern ebenfalls in den Tiefs seiner Karriere bewiesen. Das macht – davon bin ich überzeugt –, seine Grösse aus. Er hat gezeigt, dass man verlieren können muss, um gewinnen zu können.

Es geht also nicht einfach um Alles, das dann als Konsequenz und Folge dessen, wenn es nicht klappt, das Nichts hat. Sondern es geht um die Einräumung des Nicht-Alles. Das lässt sich im Übrigen sogar auf logischer Ebene zeigen – wie es schon Kant gemacht hat, den das interessierte im Kontext der Frage nach einer besseren Welt. Die Negierung des Alles – das ist eben der Fall, wenn es nicht klappt – ist das Nichts. Die Negierung des Nicht-Alles führt durch logischen Schluss zur Möglichkeit, dass es etwas oder jemand geben könnte, für den dann Alles gilt. Aber eben: es ist eine Möglichkeit, die nicht garantiert ist.

Damit komme ich – von der Logik sozusagen – auf eine Frage, die sich in der Praxis ja Ihnen – aber nicht nur Ihnen – immer wieder stellt. Was kann man tun, was darf man noch tun. Dazu kann man mit Federer sagen, dass es im Sport – das gilt selbstverständlich nicht nur für den Sport – nicht einfach nur nach vorne, nicht einfach nur geradeaus geht, dass vielmehr diese Bewegung, die im Titel schon angedeutet und enthalten ist – nämlich das Spiel des Hin und Her, des Auf und Ab – dabei von grosser und entscheidender Bedeutung ist. Und deshalb sind – das werden sie gemerkt haben –, meine Gedanken auch nicht einfach nur geradeaus gegangen, sondern sind mäandert, von hierhin dorthin, von dieser Seite auf die andere, von der Lust zur Angst, vom Schrecken zur Hoffnung und umgekehrt. Das war nicht ganz zufällig, sondern dürfte der Sache entsprechen, um die es hier geht. Es ist die Art und Weise, wie die Dinge prozedieren, wie sie sich entwickeln und weitergehen. Was sie ja sollen.

Damit verbunden ist eine andere Frage, die mir Andi Schwaller gestellt hat, als wir uns neulich getroffen haben. Ihm hat der Titel gefallen, der über einem Interview stand, das ich dem TAGES-ANZEIGER zu Roger Federer gegeben habe: *Federer hat das Potenzial, seine Fans zu besseren Menschen zu machen*. Wie also, so hat er mich gefragt, könne man zu einem besseren Menschen werden. Und natürlich bin ich nicht derjenige, der solche Fragen glaubt beantworten zu können. Expertentum hat mich noch nie interessiert, sondern der Austausch, dieses Hin und Her, bei dem es immer wieder anders aussieht. Darüber hinaus glaube ich, dass das Interessante an Fragen nicht so sehr die Antworten als endgültige sind, sondern die Fragen selbst.

In diesem einschränkenden Sinn würde ich ihm und mir und Ihnen zu seiner Frage Folgendes sagen: Dass es dabei zunächst nicht so sehr um das «besser» im ersten Teil des Satzes geht, sondern um den zweiten Teil der Frage, um den Mensch. Und der ist, wie wir alle wissen, fehlbar und alles andere als

vollkommen. Insofern gibt dieser zweite Teil der Frage, *der Mensch*, diesem «besser» die Akzentuierung, um die es mir geht: dass es, dieses «besser», eben das «nicht-Besser» einschliessen muss, das Scheitern des Versuchs, alles zu erreichen, das dieses Nicht-Alles beinhaltet. Es erinnert uns an unsere Schwächen und Grenzen, daran, dass wir nicht perfekt sind. Was auch gar nicht nötig ist, wirklich nicht. Schon gar nicht um ein besserer Mensch zu werden und auch nicht um ein besserer Sportler zu werden.

Und so kann ich mit all diesen Einschränkungen Folgendes sagen: Ich glaube überhaupt nicht, dass man auf Zeichen von Zuneigung und auf Zuneigung verzichten sollte. Sie sind konstitutiver Teil dessen, worum es in diesen Verhältnissen, in diesen – und ehrlich gesagt: allen – Beziehungen geht. Und davon kann und wird es, wenn sich die Beziehungen vertiefen, immer noch mehr geben. Auch das ist bestens und gehört dazu. Gleichzeitig sollte man aber dieser anderen Seite des Nicht-Alles und der damit verbundenen Grenzen und Einschränkungen Eingedenk-Bleiben. Sie sind entscheidend und machen die Dinge nicht schlechter, sie beinhalten sogar die Chance, sie sogar besser zu machen. Und ich bin eigentlich sehr zuversichtlich, dass man das auch merkt, dass man es spürt, wann diese Grenzen überschritten werden und es nicht mehr gut ist. Und dem sollte man Gehör schenken.

Und damit komme ich zum Schluss, aber vorher noch auf meine Frage vom Anfang zurück – es geht ja bei den Dingen immer wieder um dieses Hin und Her. Was also hat es mit den beiden «i»-Tüpfelchen auf dem «o» auf sich, die den Unterschied zwischen Fördern und Fordern ausmachen? Was markieren Sie? Bei beiden Aspekten geht es ja darum, die Entwicklung zu verbessern, die Dinge vorwärtszubringen. Worum es uns immer geht und gehen muss.

Mit dem Gesagten markieren die beiden Punkte als erstes, dass beide Seiten auf diesen Fortschritt so ausgerichtet sind, dass sie auszuschliessen drohen, dass es mal nicht vorwärts geht, dass es stehen bleibt und auch zurückgeht. Das ist der Aspekt des Nicht-Alles, von dem wir mit Federer als Paradigma und als Vorbild gehandelt haben. Und sie markieren als zweites, dass es in diesem Spiel der beiden Aspekte Fördern und Fordern noch ein Drittes gibt, das mit im Spiel und nicht ausgesprochen ist. Und das ist doch der Opa, der es auf sich nimmt, sich einsperren zu lassen. Er muss dieses Geschenk annehmen, das ihm da von seinem Enkel gegeben wird. Dieses Geschenk, nicht einfach der Grosse zu sein, der, der es weiss und kann. Und so kann es zu einem Geschenk für den Enkel werden, für uns alle.

Erstens und Zweitens – Sie sehen, es sind also durchaus zwei Punkte, die hier das Tüpfelchen auf dem «i» ausmachen.

Und so habe ich zum Titel, der mir für diesen Vortrag gegeben worden ist mit meinem Enkel noch etwas ergänzt: *Über das Glück, verlieren zu können. Eine Aussensicht zum Schweizer Sport.*

Sie sehen, nicht nur Federer, sondern auch Enkel können Vorbild sein. Ich danke für Ihre Geduld und ihre Aufmerksamkeit.